



tredition®

[www.tredition.de](http://www.tredition.de)

## Das Buch:

Franz und Sarah beginnen ihren Pilgerweg, der sie bis nach Santiago de Compostela führen soll. Eines Tages erreichen sie während eines schweren Gewitters das rettende Kloster Beuron im Donautal. Glücklicherweise sind sie es bis hierhin geschafft zu haben. Doch das Glück wird getrübt, als ein Mönch ermordet wird. Der Albtraum beginnt.

Plötzlich geraten sie in einen Strudel von unglaublichen Ereignissen, die sie nicht nur einmal auf ihrem Jakobsweg um ihr Leben fürchten lassen.

Doch auch für ihre Tochter, eine junge Studentin der Archäologie, wird ihr Fund einer jahrhundertealten Schwarzen Madonna in Konstanz am Bodensee zur Gefahr. Durch die Entdeckung geheimnisvoller Schriftstücke mit einem rätselhaften Text gerät sie immer mehr ins Visier einer geheimen Bruderschaft. Ob ihr der Journalist Simon Hirt oder Professor Böhmer oder aber die Nonne Esther letztendlich helfen können, wird sich erst am Ende dieses spannenden Buches herausstellen.

## Der Autor:

Herbert Noack, Jahrgang 1961, ist selbst begeisterter Jakobspilger und sorgt sich durch die hemmungslose Kommerzialisierung des Jakobsweges um dessen Erhalt.

Herbert Noack

# ALBTRAUM *Jakobsweg*

*Nigra sum sed formosa*

(aus dem Hohelied Salomos)

Ein spannender Roman vom Pilgerweg  
nach Santiago de Compostela

Die Handlung und sämtliche vorkommenden Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind rein zufällig und nicht beabsichtigt. Die Handlungsorte sind weitgehend authentisch und wurden nur aus literarischen Gründen teilweise verändert.

© 2014 Herbert Noack

Verlag: tredition GmbH, Hamburg

ISBN

Paperback 973-3-7323-0966-5

Hardcover 978-3-7323-0967-2

e-Book 978-3-7328-0968-9

Printed in Germany

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung

## Prolog

„Herr, du allmächtiger Gott, steh uns bei!“, beten verzweifelt am Morgen kurz nach Sonnenaufgang die Männer und Frauen hinter den wehrhaften Mauern der Stadt, angesichts der riesigen Menge an feindlichen Schiffen in ihrer unmittelbaren Nähe und blicken dabei flehentlich zum Himmel.

„Herr, du allmächtiger Gott, steh uns bei!“, beten auf den Schiffen die bis zu den Zähnen bewaffneten und in Eisen gekleideten Männer mit dem Kreuz auf Umhang und Schild und zum Angriff bereit zu demselben Gott der Christenheit.

Doch ER, unbegreiflich groß und unbegreiflich allmächtig, musste sich für einen entscheiden, nur einer durfte den Sieg davontragen. Aus einem nur IHM bekannten Grund war IHM das Lateinische wichtiger als das Griechische.

\*

Es war der 13. April 1204. Was lange schon von vielen Einwohnern der Stadt am Bosphorus erwartet wurde, brach unerbittlich und mit nie zuvor gesehener Wucht über sie herein. Viel grausamer, als sie es sich in den schrecklichsten Träumen vorgestellt hatten.

Es gab keine Gnade, kein Mitleid oder Mitgefühl.

Sie hatten bis zuletzt gehofft und sich immer wieder gegenseitig beteuert: Das sind doch auch Christen, genau wie wir! Es wird schon nicht so schlimm werden. Wir glauben doch an den einen Gott und an seinen Sohn, der doch auch für uns Griechen gestorben ist, genau wie für die Lateiner, und auch an den Geist, der uns alle gemeinsam beseelt in dem Glauben an das einzigartig Göttliche. Ihr werdet schon sehen, die Lateiner werden sich den Kaiser vornehmen, Geld erpressen und wenn sie es bekommen haben, wieder davONSEGELN. Danach wird das Leben genauso weitergehen wie bisher.

Doch die das sagten, hatten sich gründlich geirrt.

Die Möglichkeit, endlich den vor Jahren versprochenen und ersehnten Reichtum zu bekommen, ließ die Lateiner ihren Glauben vergessen. Ihre Menschlichkeit war ohnehin schon beim Anheuern auf eines der vielen Schiffe an Land geblieben, genauso wie anderer nutzloser Ballast. Die Kreuzritter waren die wahren Krieger Gottes, gesegnet und gesandt von ihrem Papst Innozenz III. Sie würden nicht nur das Heilige Grab in Palästina von diesen verfluchten Ungläubigen befreien, dem muslimischen Pack und seinem Sultan, sondern ganz Palästina ihnen entreißen. Ihnen war neben dem Ablass ihrer Sünden auch Ruhm und Ehre und – was viel wichtiger war – auch sagenhafter Reichtum versprochen worden. Nicht erst im Himmel, wie sonst bei jeder sich bietenden Gelegenheit, nein, schon hier auf Erden.

Dass sie nicht in Palästina einzogen, in Jerusalem der göttlichen Stadt, sondern hier in Konstantinopel, war ihnen nicht mehr wichtig. Dass sich das Blatt wendete, was soll's! Diese fremden Christen, die sich orthodox nannten, waren doch gar keine richtigen Christen. Schaut doch nur, wie sie mit ihren langen Bärten aussahen. Wie Juden sahen sie aus, genau wie die, die unseren Herrn töteten! Und sie waren reich. Unglaublich reich.

Die unschlagbare Waffe der Orthodoxen, die Dromonen, die pfeilschnellen Schiffe mit dem gefürchteten griechischen Feuer an Bord, waren besiegt. Jetzt richtete sich all ihr Flehen, ihre letzte verbliebene Hoffnung auf die Seesperre. Doch auch sie, die bisher immer zuverlässig Schutz vor den Eindringlingen, die Konstantinopel erobern wollten, bot, wurde von dem Heer der Kreuzritter überwunden. Ungehindert segelten ihre Schiffe auf das Festland zu. Die fürchterlich wilden Schreie der auf dem Oberdeck eng zusammenstehenden Männer drangen bis in den letzten Winkel der großen Stadt und verbreiteten Angst und Schrecken.

Alle fürchteten um ihr Leben! Und es wurde noch schlimmer, als sie es sich vorgestellt hatten.

Die Ritter des Frankenheeres waren die Ersten, die an Land gingen und ihr blutiges Handwerk begannen. Danach folgten die Söldner der Venezianer, noch grausamer als die Franken vorher. Alles, was

sich wagte ihnen in den Weg zu stellen, wurde niedergemetzelt, abgestochen, verstümmelt, vergewaltigt, geschändet. Es wurden keine Unterschiede gemacht zwischen Russen oder Bulgaren, Juden oder Griechen, zwischen arm oder reich, Frau oder Mann. Sie drangen in die Häuser ein und griffen nach allem, was sich nicht rechtzeitig in Sicherheit bringen konnte. Wer seinen Besitz schützen wollte, wurde erstochen oder erschlagen. Das Schreien der Kinder vermischte sich mit dem Schreien der vergewaltigten Frauen und mit dem Röcheln der Männer, die erstochen oder erschlagen verstarben, manchmal die Schändung ihrer Frauen noch erblickend. Blut floss auf den einstmals gepflegten Straßen des Hafens. Klebrig füllte es die Vertiefungen zwischen den Steinen und ergoss sich langsam und zäh in das Meer.

Das war nur der Anfang hier unten am Goldenen Horn. Die wirklich großen Schätze lagerten oben in der Stadt. Dort hinauf wollten die Kreuzritter, die Venezianer und die Franken, und keiner wollte sich zu lange mit den kleinen Geldbörsen der Händler und Marktfrauen aufhalten und damit den Anderen das Gold überlassen. Der Kaiserpalast war das Ziel der im Blutrausch durch die Stadt stürmenden, entfesselten Horden.

\*

Er musste sich beeilen. Der Ruf nach ihm kam spät. Fast zu spät. Aus sicherer Entfernung beobachtete er den Sturm der Kreuzritter auf seine Stadt. Er hatte lange und inbrünstig gehofft, dass sie es nicht schaffen würden. Doch es half nichts. Nun waren sie in der Stadt und nichts hielt sie mehr auf, ihr Werk zu vollenden. Der Widerstand der Verteidiger war nach der überstürzten Flucht des Basileus, ihres Kaisers Alexios V., zusammengebrochen. Jeder versuchte das eigene Leben und ein bisschen Hab und Gut zu retten.

Die Hoffnung war dahin.

Er kannte sich aus in seiner Stadt und rannte so schnell, wie er nur konnte, hinauf in die Blachernenkirche. Im Gotteshaus angekommen, erwartete ihn aufgeregt der alte Patriarch Adrianopolus.

„Evangelos, kommst du endlich! Du weißt doch, dass wir keine Zeit mehr haben, dass diese verfluchten Lateiner in der Stadt sind. Los, komm mit. Aber schnell!“ Dem Greis war es egal, dass er erschöpft und vollkommen außer Atem vor ihm stand. Ob er wollte oder nicht, er musste sich beeilen, denn der Alte war im Begriff in den Tiefen des Gewölbes zu verschwinden.

„Warte auf mich. Ich komme doch!“, rief er dem Alten schwer atmend hinterher.

Bevor die Tür zuschlug, gelang es ihm gerade noch so hindurchzuschlüpfen. Mit einem gewaltigen Knall schloss sich die schwere Holztür hinter ihm.

Der greise Priester war schon fast in den Katakomben verschwunden, ehe er ihn eingeholt hatte. Hier unten war er das erste Mal. Der Zutritt für diese Räume war streng verboten. Nur wenige durften hier herein. Der Alte trug eine brennende Fackel vor sich her, die einzige Leuchtquelle hier unten. Dann öffnete er eine weitere Tür. Es musste die sagenhafte Schatzkammer der Kirche sein. Einige seiner Mitbrüder brüsteten sich damit, schon hier gewesen zu sein, und erzählten von unendlich viel Gold und Diamanten, kostbaren Teppichen und Regalen voller Reliquien, von Kandelabern und Leuchtern ganz aus Gold. Enttäuscht sah er nichts von dieser Pracht. Der schlichte Raum war fast leer. Wahrscheinlich war schon alles in Sicherheit gebracht und versteckt worden. Der alte Priester lief zu einem Wandschrank. Ehe er die beiden Türen öffnete, kniete er davor nieder und murmelte etwas in seinen langen weißen Bart und verneigte sich tief. Mühselig erhob er sich wieder und entnahm daraus eine Schatulle.

„Das hier“, sprach er feierlich zu ihm, „habe ich mein ganzes Leben lang gehütet. Es ist unser größter Schatz! Der Letzte, den es hier unten noch gibt. Es ist der Wichtigste von allen. Das sind wir! Er darf diesen gierigen Frankenhunden und venezianischen Halsabschneidern unter keinen Umständen in die Hände fallen. Höre mir gut zu, Bürschchen. Ich vertraue dir! Genauso, wie ich deinem Vater und deinem Großvater immer vertrauen konnte. Oh, du Glücklicher, du Held! Du allein bist auserwählt, diesen Schatz zu retten.“



Der Junge war blass geworden. Er verstand nicht alles, was der Priester ihm sagte, aber sollte das wirklich ...? Er wagte es nicht auszusprechen.

Der alte Priester reichte ihm die Schatulle mit zittrigen Händen.

Danach umarmte er ihn. „Wo soll ich hin damit? Zu Hause bin ich bestimmt nicht sicher.“ Der Alte fuhr ihn unwirsch an: „Natürlich kannst du nicht nach Hause, du dummer Junge. Dein Zuhause gibt es nicht mehr. Du musst fliehen, das Land verlassen. Bringe es dort hin, wo man den wahren Inhalt erkennt. Zu Menschen, die es lieben und verehren werden, wie wir es immer getan haben. Bringe es zu Menschen, die diese Bezeichnung noch verdienen! Suche sie!“

Er kramte in seiner Robe und reichte ihm einen Brief. „Hier steht alles drin. Wenn du erwischt wirst, dann vernichte ihn. Iss ihn einfach auf!“ Hastig segnete er den Jungen. Der Kampfeslärm kam immer näher und drang jetzt bis zu ihnen durch. Die entfesselte Kreuzritterschar war ganz nah. Es war nur eine Frage der Zeit, bis sie in die Kirche eindrangen. Der Priester öffnete eine Geheimtür, schob ihn in den nun sichtbaren, dunklen Gang und gab ihm die Fackel.

„Los jetzt! Der Herr sei mit dir!“ Der Alte schloss die Tür und verriegelte sie. Lärm drang aus der Kirche. Geschrei, Gejohle, Gekreische – alles Laute, die hier noch nie zu hören gewesen waren und die den Allerheiligsten beleidigten.

Der Junge rannte los. Nur schnell weg von hier. Er spürte, dass er seine alte Welt für immer verließ. Doch die gab es seit heute Morgen sowieso nicht mehr.

## Kapitel 1

Jäh schlug das Wetter um. Der gerade noch strahlend blaue Himmel über dem malerischen Donautal verwandelte sich in tiefes Schwarz. Die sie plötzlich umgebende Dunkelheit wurde nur sekundenlang von mächtigen Blitzen taghell erleuchtet.

Gewaltiges Donnern rollte bedrohlich durch das enge Tal und hallte mit vielfachem Echo von den steilen, nackten Felswänden. Sturmböen wühlten die Donau auf. Der bisher friedlich und träge dahinfließende Fluss bäumte sich auf zu großen Wellenbergen mit

Hauben voller weißem Schaum und tobte mit brachialer Gewalt gegen alles, was sich ihm in den Weg zu stellen wagte.

Inmitten dieses Infernos der Naturgewalten liefen zwei hilflos und verloren wirkende Menschen. Die Baumwipfel um sie herum bogen sich tief und beängstigend unter der Kraft des Windes. Äste brachen herab und krachten auf den Weg. Steine rollten den Hang herunter und an ihnen vorbei. Manche brachten sie fast zum Straucheln. Nur schnell weg von hier, dachten sie ängstlich, raus aus dem gefährlichen Waldstück und hin zum rettenden Kloster.

Aber es wurde noch schlimmer. Die Schleusen des Himmels öffneten sich und der Platzregen rauschte prasselnd auf sie herab und nahm ihnen die letzte Sicht. Der Weg wurde rutschig und noch gefährlicher. Endlich, an einer Wegbiegung angelangt, konnten sie es sehen, das rettende Kloster, eindrucksvoll mitten im Tal. Wie ein Bollwerk stand es da, Schutz und Geborgenheit verheißend. Bis dahin noch, dann war es geschafft.

Sie hatten Glück. Als sie aus dem Waldstück heraustraten, war es nicht mehr weit. Mit einer letzten großen Kraftanstrengung erreichten sie die Pforte. Erschöpft, aber glücklich knallten sie ihre Rucksäcke in der Vorhalle auf den Boden, zwängten sich aus ihren Jacken, schüttelten das Wasser heraus und fragten nach einer Übernachtungsmöglichkeit. Für ihn hätten sie was, sagten die Mönche an der Pforte, aber nur für ihn. Frauen dürften im Kloster, ihrem Männerkloster nicht übernachten. Das Gästehaus war leider voll belegt. Sie soll sich etwas anderes im Ort suchen. Leider! Franz lachte ihn ungläubig aus, doch Sarah war zu erschöpft, um zu streiten, und wollte nur noch eine Bleibe für die Nacht. Sie liefen ins gegenüberliegende Hotel und da bekam Sarah ein Zimmer von der Größe einer Besenkammer, immerhin mit Dusche. Ihr war alles recht, Hauptsache ein trockener Platz mit einem Bett darin. Sie verabredeten sich für später zum Essen.

Wieder zurück im Kloster führte ein alter, nach Luft ringender Mönch Franz die Treppe zu seinem Zimmer hinauf.

Es war nicht das erste Kloster, in dem sie auf dem Weg nach Compostela übernachteten. Das Bett in einem einfachen, zweckmäßig eingerichteten Raum, manchmal eine Dusche und eine Toilette im

Zimmer, ein anderes Mal auf dem Gang. Dazu ein Schreibtisch mit einer Bibel in der Schublade, ein Stuhl, ein Kreuzifix über der Tür an der Wand. Nichts sollte vom Wesentlichen ablenken. Keine Verführung in Form eines Fernsehers, kein Radio, keine Minibar, keinen Schnickschnack. Es interessierte ihn nicht besonders, denn es war nur eine Schlafmöglichkeit. Einmal nur eine Nacht, trocken und sauber. Dann weiter, immer weiter. Es war keine Urlaubsfahrt.

Nach dem gemeinsamen Abendessen entließ ihn seine Frau in die Obhut der Brüder. Sie wollten sich zum Frühstück im Refektorium des Klosters wieder treffen. Zurück in seiner im Vergleich zu Sarahs Behausung komfortablen Mönchszelle, legte er sich in seinen Sachen aufs Bett und nahm sich ein Buch, das er nach kurzer Zeit lustlos weglegte. Ganz so asketisch wollte er den Abend nun doch nicht verbringen. Klöster sind nun mal bekannt für selbst gebrautes Bier und selbst gekelterten Wein. Sicherlich war im Refektorium noch nicht Feierabend. Mal sehen, ob er da noch etwas zu trinken bekam. Seine Vermutung wurde bestätigt. Schon bevor er den Speiseraum durch eine schwere, reich mit Schnitzereien versehene Eingangstür betrat, hörte er verschiedene Männerstimmen in einem angeregten Gespräch.

An einem großen Tisch saßen mehrere Männer unterschiedlichen Alters. Einer davon war ein Priester, gekleidet in einem schwarzen Pullunder mit dem obligatorischen Collarkragen und nicht mehr ganz jung. An einer der Stirnseiten des Tisches saß ein weiterer älterer, beleibter Herr, sehr elegant gekleidet im weißen Anzug.

Gern hätte Franz sich an einen der freien Tische etwas abseits gesetzt, doch der Priester rief ihm zu, dass er doch zu ihnen kommen sollte, und zeigte auf einen freien Platz direkt neben ihm. Franz setzte sich und bekam sogleich, sozusagen als Dank, ein Glas Rotwein gereicht.

„Auch Klosteraufenthalt auf Zeit?“, fragte der Priester.

Franz antwortete lächelnd: „So kann man es nennen. Aber nur eine Nacht. Wir sind auf dem Weg nach Compostela.“

„Oh, bis nach Santiago de Compostela! Da haben Sie ja noch etwas vor sich. Aber toll! Ich finde es wirklich richtig toll. Ach, wenn ich etwas mehr Zeit hätte ..., ich würde sofort loslaufen. Na ja, das kann

ich auch noch später, wenn ich mal pensioniert bin. Das wird eine meiner ersten Handlungen im Ruhestand.“

Das Gespräch einer anderen Gruppe am Tisch handelte von der steigenden Anzahl der Pilger auf dem Jakobsweg. Einer der Männer meinte, dass bestimmt schon Millionen auf dem Weg unterwegs seien.

„Aber nicht doch, lieber Freund!“, erwiderte der Mann im edlen Zwirn und Geschmeide.

„Da übertreiben Sie aber gehörig. Wir, als einer der größten Fördervereine des Jakobsweges in Deutschland, bekommen die Zahlen regelmäßig von ausgewählten Orten auf dem Weg, wie beispielsweise von Le Puy en Venlay, Conques, Puente de la Reina oder Burgos und natürlich auch direkt aus Santiago. Hier lassen sich die Pilger immer einen Stempel in ihren Pilgerausweis geben. Jeder wird gezählt und die ständig aktualisierten Zahlen an uns weitergeleitet. Wenn in normalen Jahren so um die hunderttausend Menschen unterwegs zum Grab des Apostels Jakobus dem Älteren sind, dann sind es in den Heiligen Jahren mindestens doppelt so viele.

Stellen Sie sich diese große Anzahl von Menschen vor, die auf einem Weg unterwegs sind, mit einem einzigen Ziel! Jetzt ist die Tendenz eindeutig steil ansteigend. Wir rechnen mit dreihunderttausend Menschen oder sogar mit einer halben Million!“

Es kam noch ein weiterer Gast in das Refektorium. Er stand ein wenig unschlüssig in der Eingangstür und schien zu überlegen, ob er zu ihnen oder aber lieber gehen sollte. Der unsichere und unscheinbare Mann trug das Habit der Benediktiner.

Gerade als er sich zum Gehen entschloss, sah ihn der Mann an der Stirnseite des Tisches und rief: „Aber Bruder Manuel! Bleiben Sie doch und kommen Sie zu uns. Neben dem Mann dort ist ein Platz frei.“ Dabei zeigte er auf Franz. Bruder Manuel kam in schnellen, tippelnden Schritten zu ihnen, die Hände vor der Brust gefaltet, den Kopf ein wenig devot nach unten gebeugt und setzte sich auf dem ihm zugewiesenen Platz neben Franz.

Er hob die Hände und sagte mit leiser, lispelnder Stimme: „Verzeihen Sie mir, meine Herren! Der Herr ist mein Zeuge, ich wollte nicht stören.“

Bruder Manuel legte ein Büchlein auf den Tisch, darauf seine gefalteten Hände und lächelte Franz und die anderen Männer unsicher an. Als der Priester ihm ein Glas geben wollte, lehnte er entschieden mit einer Handbewegung ab.

„Worauf führen Sie das stetig steigende Interesse am Jakobsweg und am Pilgern zurück?“, fragte Franz in die Runde.

„Warum laufen Sie, lieber Pilger? Sie müssen es doch am besten wissen, warum viele Menschen gerade diesen Weg gehen. Sagen Sie es uns, lieber Freund!“, antwortete der Mann schmunzelnd.

Franz war weder sein lieber Pilger noch sein lieber Freund. Er nahm sein Glas und überlegte. Was gingen den Leuten hier am Tisch seine Motive an? So wie er es sah, waren außer ihm keiner der anwesenden Herren als Pilger unterwegs. Sie waren wohl Gäste des Hauses und besuchten einen der vielen Kurse. Ein lange im Voraus geplanter Ausstieg zwischen zwei wichtigen Terminen in einem hektischen Managerleben. In diesem erlauchten Kreis schien sich der Mann wohlfühlen. Sollte er ihnen an den Kopf schmettern, dass gerade diese selbst ernannte Elite der Wirtschaft eine der Ursachen war, dass Menschen ihr Leben überdachten und sich neu orientieren mussten? Dass es so wie bisher nicht mehr weiterging, nicht mehr weitergehen konnte? Vielleicht musste er es ihnen sagen, aber er tat es nicht. Er verspürte keine Lust dazu, an diesem Abend über Sinn und Unsinn einer aus den Fugen geratenen Wirtschaft zu diskutieren.

Bruder Manuel gab stattdessen die Antwort: „Die Menschen suchen wieder nach Gott. Sie hoffen Botschaften von ihm zu erspüren, zu sehen oder vielleicht zu erleben. Es merken immer mehr Menschen, dass ihre bisherigen Lebensinhalte sie nicht mehr befriedigen.“

„Ja, das ist vollkommen richtig, Bruder Manuel. Ich wollte zwar wissen, was der Mann dort neben Ihnen meint, aber Sie haben vollkommen recht. So sehe ich es auch. Und wir wollen die vielen Menschen dabei unterstützen!“

Bei Franz kam es so an, als wenn ein Hundebesitzer seinem vierbeinigen Freund lobend ein: „*Bravo, Hasso!*“ hinwarf. Es fehlte nur noch das Leckerli. Bruder Manuel schaute auf seine Hände. Seine

Miene blieb unverändert, doch er schien sich zu freuen über das Lob dieses Mannes.

Franz sah zum Priester, der auf seinen Wein starrte, dann das Glas anhub und den roten Rebensaft versonnen umherschwenkte. Hin und wieder nippte er daran.

Unerwartet sagte er in die Runde: „Dr. Wedelmann, halten Sie es für gerechtfertigt, dass mit dem Weg wieder einige mit, sagen wir mal, etwas zweifelhaften Geschäftsmethoden Geld verdienen und das Suchen der Menschen in klingende Münze umsetzen wollen?“

„Ich verstehe Sie nicht ganz, lieber Herr Pfarrer Klein. Wie meinen Sie das?“

„Vor ein paar Tagen bekam ich das Vergnügen, mit einer kleinen Pilgergruppe eine Etappe auf dem Jakobsweg zu gehen. Eine Frau erzählte mir, dass sie jedes Jahr ein Teilstück des Jakobsweges zurücklegt. Bisher benutzte sie einen selbst angefertigten Pilgerausweis ohne Probleme. Irgendwann überlegte sie sich, vielleicht sei es besser, wenn sie einen Pilgerausweis von einem der großen Fördervereine verwende, was sie schließlich beantragte. Sie bekam ein Antwortschreiben, in dem neben der Bitte nach einigen persönlichen Daten auch eine unverhohlene Aufforderung stand, schnell bestimmte und unverzichtbare Pilgerhilfen, also Bücher, geschrieben von der Frau des Vereinsvorsitzenden, zu kaufen. Ganz rasch natürlich, denn sie wären fast vergriffen.

Sie schickte die benötigten Daten mit dem Hinweis zurück, dass sie die Bücher der Frau nicht gut fände und deshalb keines von ihnen kaufen möchte. Eines Abends wurde sie von einem Mann aus dem Verein angerufen und ihre Bitte nach dem Ausweis wurde mit einer fadenscheinigen Begründung abgelehnt. Er möchte sie aber darauf hinweisen, dass sie höchstwahrscheinlich Probleme auf dem Weg bekommen wird und im schlimmsten Falle keine Compostela.

Die Frau war ganz erschrocken über den Ton und die Drohung des Mannes am Telefon. Die Urkunde als Lohn für ihre Mühen wollte sie unbedingt haben. Sie bekam es regelrecht mit der Angst zu tun und schrieb eine weitere Mail an den Verein. Darin bestellte sie noch einmal den Ausweis mit ihren persönlichen Daten und bestellte zwei Bücher der Frau gleich mit.

Sie werden es nicht glauben, meine Herren, eine Woche später bekam sie ihren Ausweis und, wie sollte es anders sein, auch die Bücher.“

„Nein, das gibt es doch gar nicht!“, rief Dr. Wedelmann entrüstet aus. „Dies würde ein Verein zur Förderung des Jakobsweges nie tun.“ Auch die anderen Männer am Tisch schüttelten ungläubig die Köpfe. „Wissen Sie, Dr. Wedelmann, wie dieser Verein und die wertvolle Autorin hieß?“

Dr. Wedelmann schüttelte den Kopf und erwiderte seltsam gepresst: „Nein, das weiß ich natürlich nicht. Aber Sie werden es mir sicherlich gleich sagen.“

„Es ist der Förderverein, dessen Vorsitzender Sie sind, und es sind die Bücher Ihrer Frau!“

Dr. Wedelmann sprang auf und beschimpfte den Pfarrer als Lügner. Alle redeten aufgebracht durcheinander. Sogar Bruder Manuel war aufgesprungen und schrie, dabei wild gestikulierend, mit sich überschlagender Stimme auf den Pfarrer ein.

„Das ist eine Lüge! Frau Wedelmann hat es gar nicht nötig, ihre wundervollen Werke so zu verkaufen. Sie ist eine ausgezeichnete Autorin! Sie Lügner! Sie ...“

„Bitte, Bruder Manuel, beruhigen Sie sich doch. Wir wollen doch niemanden beleidigen“, rief Dr. Wedelmann, nun wieder ganz der souveräne Gastgeber. Doch Bruder Manuel konnte sich nicht beruhigen und zerrte dem Priester am Pullunder, ihn weiter dabei anschreiend. Schließlich wurde es Dr. Wedelmann zu viel und er rief scharf zum Mönch: „Schluss damit! Vielleicht ist es besser, wenn du uns jetzt verlässt!“

Bruder Manuel stieß wütend seinen Stuhl weg, der laut polternd zu Boden fiel, und stürmte ohne ein weiteres Wort aufgebracht aus dem Refektorium.

„Bruder Manuel ist manchmal etwas unbeherrscht. Doch Sie schulden mir eine Erklärung, Herr Pfarrer!“

„Nein, Herr Doktor, Sie schulden mir eine Erklärung! Ich wollte es selbst nicht glauben und ließ mir den Ausweis und die Bücher zeigen. Es besteht kein Zweifel! Wenn Sie mir bis morgen früh keine

plausible Erklärung geben können, bringe ich diesen Vorfall in die Presse und benachrichtige die Pilgerbüros.“

Dr. Wedelmann erhob sich von seinem Platz und drohte dem Pfarrer mit erhobenem Zeigefinger und vor Aufregung zitternder Stimme:

„Diese Lügen zu verbreiten werden Sie nicht wagen. Ich rate Ihnen unbedingt zu überlegen, was Sie tun!“ Ohne ein weiteres Wort verließ er den Speisesaal. Auch die anderen Herren erhoben sich und verließen einer nach dem anderen den Saal. Zum Schluss saßen nur noch Franz und der Pfarrer am Tisch.

„Da haben Sie ja eine ordentliche Bombe platzen lassen, Herr Pfarrer Klein. Respekt!“ Der Pfarrer stand auf.

„Der Herr Dr. Wedelmann nebst Frau hat es nicht gern, wenn man ihm seine Grenzen zeigt. Mal sehen, was als Nächstes kommt. Er wird etwas gegen mich unternehmen, das ist so sicher wie das Amen in der Kirche. Ihnen kann es egal sein, Sie sind morgen wieder weg. Ich wünsche Ihnen alles Gute auf ihrem Weg!“

Mit diesen Worten verließ auch der Pfarrer das Refektorium. Franz war allein in dem Saal. Jetzt erst bemerkte er seine Müdigkeit und dachte nur noch ans Schlafen. Auf dem Tisch lag das Büchlein von Bruder Manuel. Er nahm es mit. Das konnte er ihm morgen noch geben.

In den frühen Morgenstunden hallte ein dumpfer Aufprall durch das kleine Städtchen im Donautal. Auf dem Bürgersteig vor dem Kloster lag ein Mann. Er war tot.

## Kapitel 2

Bis zum Beginn des Frühstücks im Refektorium des Klosters war noch Zeit. Er zog sich aus, verteilte seine Sachen dabei achtlos im Zimmer und sprang unter die Dusche. Er schrie laut auf. Eiskaltes Wasser ergoss sich in einem starken Strahl über ihn. Nach dem kurzen, aber unvergesslichen Duscherlebnis zog er seine Wandsachen an, sammelte die verstreuten Gepäckstücke ein und stopfte sie in seinen Rucksack. Er war froh, dass sie heute das Kloster verlassen konnten, dachte er dabei. Noch so einen Abend wollte er nicht erleben.



Es klopfte hektisch an seiner Tür.

„Herein!“, rief er unfreundlicher als gewollt. Der Kopf eines Mönches erschien im Türspalt. „Bitte kommen Sie gleich nach unten. Die Polizei ist im Haus und möchte Ihnen einige Fragen stellen.“

„Guten Morgen, erst einmal. Die Polizei will mich sprechen? Um was geht es denn?“

„Ich weiß es nicht. Man wird es Ihnen schon sagen.“

Er konnte sich beim besten Willen nicht vorstellen, was die Polizei von ihm wollte, und folgte dem Mönch nach unten in einen Raum neben dem Refektorium, wo an einem Tisch zwei Beamte in Uniform saßen. Einer, der jüngere von ihnen, stand auf, stellte sich vor und reichte ihm dabei die Hand. Dann kam er ohne weitere Umschweife zur Sache. „Wir haben gehört, dass Sie einer der letzten Gäste gestern Abend im Refektorium waren?“

„Das stimmt nicht ganz. Ich war der Letzte!“

„Ach ja? Ist Ihnen dabei etwas Besonderes aufgefallen?“

„Vielleicht könnten Sie mir erst einmal sagen, um was es denn hier geht?“

„Ach so, das wissen Sie nicht? Man fand den Mönch Manuel heute tot auf dem Bürgersteig.“

„Manuel? Den Mönch Manuel?“

„Ja, genau den Mönch Manuel! Kannten Sie ihn näher?“

„Nein, näher kannte ich ihn nicht. Aber gestern Abend ...“

Franz erzählte. Das Einzige, was er ausließ, war das Büchlein, das ihm jetzt plötzlich wieder einfiel und welches oben achtlos auf der Ablage neben seinem Bett lag.

„Ist Ihnen noch irgendetwas aufgefallen? Haben Sie etwas gehört in der Nacht? Hörten Sie vielleicht den Aufprall des Mönches auf der Straße? Der muss doch zu hören gewesen sein!“, fragten die Beamten weiter.

Franz schüttelte den Kopf. Doch so oft sie auch weiter fragten, er konnte ihnen keine anderen Antworten geben und durfte schließlich gehen. Er lief ins Refektorium, aus dem ihm ein lautes Stimmengewirr entgegenschallte, und suchte nach Sarah. Überall saßen Menschen, aßen oder unterhielten sich. Neben dem Lärm der vielen, durcheinander tönenden Stimmen herrschte ein dauerndes Kommen

und Gehen. Ständig wurde durch Mönche oder im Kloster aushelfende Freiwillige für Nachschub am Frühstücksbüfett gesorgt. Aufmerksam füllte man den Orangensaft nach, brachte frische Brötchen und legte sie in die Körbe. Es war alles da und für alles wurde gesorgt. Von der Ruhe und Bedächtigkeit eines Klosters war nichts zu spüren. Nicht einmal das Unglück des Mitbruders beeinträchtigte das tägliche Geschäft. Das Leben musste auch hier weitergehen.

Irgendwo musste sie doch sein? Dann endlich sah er sie. Etwas abseits an einem Tisch rechts hinten saß seine Frau. Sie ließ sich von dem ganzen Trubel nicht beirren. Es schien alles an ihr abzu-prallen und in allergrößter Ruhe und gesundem Appetit widmete sie sich versonnen ihrem Frühstück.

Sie saß nicht allein. An ihrem Tisch saß ein unbekannter Mann, groß von Gestalt, mit vollem, dunkelblondem, schulterlangem Haar und einem gewaltigen Vollbart im Gesicht. Eine große, weiße, unüber-sehbare Jakobsmuschel hing um seinen Hals. Mit großer Hingabe löffelte er aus einem großen Teller sein Müsli in sich hinein. Dabei schaute er weder nach rechts noch links, sondern blickte kon-zentriert in seine Schüssel, als wenn es dort drin etwas Besonderes zu sehen gäbe. Jedes Mal, wenn er den vollen Löffel in den Mund schob, pendelte die Muschel nach vorn und prallte klirrend gegen den Tellerrand. Als Franz an ihren Tisch trat, lächelte Sarah, stand auf und umarmte ihn.

„Guten Morgen, mein armer Pilger“, sagte sie und gab ihm einen Kuss. „Hast du gut geschlafen in deiner kalten, einsamen Zelle?“

„Guten Morgen, liebste Pilgerin. Die Nacht war kurz. Ich war froh, als ich endlich schlafen konnte. Aber das erzähle ich dir später. Zuerst muss ich ans Büfett. Ich habe einen Riesenhunger!“

Dem anderen Pilger nickte er nur kurz zu. Der Mann ließ sich bei der Zelebrierung seines morgendlichen Mahles nicht stören, sondern hob nur kurz die freie Hand zum Gruß. Während Franz frühstückte, nahm er sich die Zeit, das Refektorium in Ruhe zu betrachten.

Es war ein schöner, großer Raum. Die Wände waren komplett mit Holz verkleidet, die Decke bestand aus dem gleichen Material mit vielen farbig bemalten Kassetten, die Szenen aus dem Leben des

heiligen Benedikt zeigten. An den Wänden hingen verschiedene Ölgemälde.

Die meisten der Tische in diesem Raum waren besetzt, er schätzte mit vielleicht dreißig oder vierzig Pilgern. Während die einen schon fertig waren und im Aufbruch begriffen, begannen die anderen erst mit dem Frühstück. Andere wiederum wirkten unschlüssig und warteten auf den richtigen Zeitpunkt, um loszuziehen.

Jetzt erst sah er den sogenannten Ehrentisch, welcher nur dem Abt vorbehalten war. Nur er durfte daran sitzen und von ihm geladene Gäste. Der Abt selbst saß an der Stirnseite. Sein Stuhl war ein Thron mit hoher Lehne, gepolstert mit rotem Samtstoff. Seine zehn, vielleicht zwölf Gäste saßen auf ähnlichen schön gepolsterten Stühlen. Franz bemerkte, dass sein Stuhl hart und von einfacherer Natur war, die Sitzgelegenheit für den gemeinen Pilger.

Einige der geladenen Gäste des Abtes kannte er vom gestrigen Abend und auch den Vorstand des großen Vereins sah er dort sitzen. Daneben saß eine Frau, von der Franz vermutete, dass sie die erwähnte Schriftstellerin und Gattin des Vorsitzenden war. Seine Vermutung wurde bestätigt, als er sah, wie sie dem Abt zwei Bücher signierte und überreichte. Er dankte ihr sehr freundlich dafür. Alle am Tisch befanden sich im angeregten Gespräch. Sie waren sich der großen Ehre bewusst, da sitzen zu dürfen.

„Schau mal, Sarah, da am Tisch des Abtes. Außer der Frau waren alle gestern dabei.“ Jetzt erst erzählte er seiner Frau vom gestrigen Abend. Sarah war entsetzt und sagte: „Die Frau dort war im gleichen Hotel wie ich. Ich bin sogar mit ihr im Aufzug gefahren. Die ist vielleicht eingebildet. Sie erwiderte nicht einmal meinen Gruß und drückte mich einfach richtig rabiat zur Seite, als ich aussteigen wollte.“

Erschrocken blickte er auf, als ein Mann an ihren Tisch trat und nach einem freien Platz fragte. Es war Pfarrer Klein. Erleichtert zeigte Franz auf den freien Stuhl neben ihm.

„Wieso sitzen Sie nicht dort?“, fragte Franz und zeigte auf den Tisch des Abtes. Der Pfarrer lachte und schüttelte den Kopf.

„Ich bin zwar oft hier, aber dort durfte ich noch nie sitzen. Dafür bin ich wohl nicht wichtig genug. Wie war es bei der Vernehmung? Es

sieht doch so aus, als wenn es Selbstmord gewesen war. Aber wer weiß das schon. Wer kann schon in einen Menschen hineinblicken?“

„Haben Sie wirklich nichts gehört? Geschah es nicht auf derselben Seite, wo ihr Zimmer sich befindet?“

„Ja, das stimmt. Doch ich schlief tief und fest und habe nichts gehört. Weder den Aufprall noch irgendetwas anderes. Wirklich rätselhaft das Ganze. Die hiesige Polizei will mich noch einmal verhören. Morgen früh muss ich auf der Behörde erscheinen. Na, wer weiß, was ihnen der Wedelmann alles erzählt hat.“

„Ich hatte gestern den Eindruck, dass ihr euch schon länger kennt?“, fragte Franz.

„Das stimmt. Den Verein, dem er jetzt seit einem Jahr vorsteht, begleite ich als Geistlicher seit vielen Jahren. Doch warum gerade er zum Vorsitzenden gewählt wurde, ist mir unbekannt. Der alte Vorstand ist leider vollkommen überraschend gestorben. Das Herz des Armen spielte nicht mehr mit. Und die Frau, die Sie dort oben sitzen sehen, das war mal die Seine. Jetzt ist sie wieder Vorstandsgattin. Nur der Mann an ihrer Seite hat gewechselt.“

Franz sah, wie ein Mönch mit einem Tablett in der Hand auf den Tisch des Abtes zusteuerte, Getränke darauf abstellte und dabei von Dr. Wedelmann etwas ins Ohr geflüstert bekam. Der glatzköpfige Mönch nickte, wischte seine Hände am Habit ab und kam direkt auf sie zu. Das schmierige Lächeln in seinem Gesicht war ekelhaft.

„Äh, mein Herr, darf ich Sie etwas fragen?“ Franz lachte: „Na klar! Wie kann ich Ihnen helfen?“

„Sie waren gestern Abend im Refektorium dabei“, stellte der Mönch fest, bekreuzigte sich sogleich und schickte mit bebenden Lippen ein Stoßgebet gen Himmel. „Ähm, mein Herr, ich möchte Sie fragen, ob der Bruder Manuel bei seinem, wie ich hörte, überstürzten Aufbruch etwas liegen gelassen hat? Ein Büchlein vielleicht?“

„Ach so, das Büchlein. Ja, das trug er in der Hand, als er kam. Ob er es mitnahm, als er unsere Runde verließ, kann ich Ihnen nicht sagen. Er war wohl sehr wütend bei seinem Aufbruch. Ich habe nicht darauf geachtet. Was ist denn so wichtig an diesem Büchlein? Lieber Bruder, sagen Sie doch am besten ihrem Auftraggeber, dem Herrn Dr. Wedelmann, wenn er etwas wissen will, soll er mich gefälligst